

# IDENTITÄT | IDENTITÄT | IDENTIFIZIERUNG

In: Özkan Ezli und Gisela Staube, Hg. (2014): Das neue Deutschland. Von Migration und Vielfalt. Konstanz University Press.

*Martin Sökefeld \* Hilden 1964*

*Professor für Ethnologie an der LMU München. Ethnographisch arbeitet er zurzeit vor allem im nordpakistanischen Hochgebirge. Zu seinen thematischen Arbeitsfeldern gehören Identität, Diaspora, Politik und Naturkatastrophen.*

Obwohl Identität vom lateinischen Wort *idem* – das/die/der gleiche – abgeleitet ist, kreist seine heutige Bedeutung eher um Ideen von Differenz. Im Alltagsverständnis wird Identität ganz selbstverständlich als ein entscheidendes Merkmal von Individuen oder Kollektiven angenommen, als etwas, das man haben *muss*. Ein Mensch, der keine Identität hat, gilt als krank oder »gestört«. Während Identität in der Logik bedeutet, dass zwei Dinge tatsächlich exakt gleich sind, gilt für Menschen Identität in diesem Sinne als ausgeschlossen: Kein Mensch ist mit einem anderen identisch. Hier meint Identität *mit sich selbst identisch* sein, gemäß Erik Eriksons berühmter Bestimmung als »sowohl ein dauerndes inneres Sich-Selbst-Gleichsein [als auch] ein dauerndes Teilhaben an bestimmten gruppenspezifischen Charakterzügen«. <sup>1</sup>

Die Identität eines Menschen zu kennen bedeutet, zu wissen (oder zu meinen zu wissen), wer jemand ist. In diesem Sinne identifizieren uns Identitätspapiere, Pässe oder PINs. Aber Vorsicht: Identitätspapiere – und damit Identitäten – können gestohlen oder *gefälscht* sein! Man kann mit Identitäten spielen und sich als jemand anderes ausgeben. In der Moderne ist eine ganze Identifizierungsindustrie entstanden, die mit immer komplexeren Technologien versucht, Fälschungen zu verhindern und die Identifizierbarkeit von Personen sicherzustellen. Die Nichtidentifizierbarkeit von Menschen oder das Annehmen einer »falschen« Identität gilt inzwischen als massives Sicherheitsrisiko und oft sogar als Straftat. Die Gewalt des Apparats, mit dem Identität durchgesetzt werden soll, kann als Ausweis ihrer Fragilität gesehen werden; Identität ist immer durch ihr anderes gefährdet: »Der geringste Rest von Nichtidentität genügt, die Identität, total ihrem Begriff nach, zu dementieren«, schrieb Adorno. <sup>2</sup> Identifizierung ist ein Akt der Disziplinierung, der uns zu dem macht, was wir vorgeblich schon sind: genau bestimmbare Individuen.

Im Alltagsverständnis gilt Identität als Universalie: Alle Menschen haben eine – wenn auch je andere – Identität. Richard Handler wies jedoch darauf hin, dass es in anderen kulturellen Kontexten Vorstellungen des Selbst gibt, die den Merkmalen von Identität – Eindeutigkeit, Stabilität, Unterscheidbarkeit – widersprechen. <sup>3</sup> Auch im europäischen Kontext gab es nicht immer ein solches Konzept von Identität. Charles Taylor zeichnet in seinem Werk *Quellen des Selbst* die Entstehung von Vorstellungen nach, die zum Identitätskonzept führen. <sup>4</sup> Er sieht einen wichtigen Schritt bei Montaigne (1533–1592), der dazu auffordert, sich dem Selbst in seiner Besonderheit zuzuwenden, und dabei gleichzeitig entdeckt, dass dieses Selbst nicht einfach gegeben ist, sondern dass es *gesucht* werden muss. Mit der Wen-

dung zum Selbst – zur Identität – ist zugleich das Bewusstsein der Unsicherheit dieses Selbst entstanden.

Etwas später, im 17. Jahrhundert, entstehen politische Theorien, die auch die menschliche Gemeinschaft nicht mehr als gegeben betrachten. Die Gemeinschaft ist nun prekär und entsteht erst durch die Zustimmung der ›insamen Individuen‹.

Die Idee der Originalität des Einzelnen weitet Herder (1744–1803) auf die Gemeinschaft aus. Danach besitzt auch jedes Volk eine eigene Originalität, die es zu entdecken gilt. Ähnlich wie die Aufklärung aus der Bestimmung des Einzelnen die Notwendigkeit seiner Autonomie schlussfolgerte, ergibt sich bei Herder die Forderung nach der Autonomie der Völker: Aufgrund ihrer Wesensunterschiede ist es falsch, wenn ein Volk ein anderes beherrscht. Das neuentdeckte Selbst wurde jedoch nicht nur als etwas Positives gewertet. In der politischen Ordnung waren die Betonung von Subjektivität und Individualität höchst suspekt. So entstanden im Zusammenhang mit der Entdeckung des Selbst Institutionen wie Schulen, Armeen und Gefängnisse zu seiner Kontrolle.<sup>5</sup> Die staatliche Ordnung versuchte, die individuelle Identität einzuschränken, indem sie sie einer kollektiven Identität unterwarf.

Diese Unterwerfung bediente sich vor allem des neuen Konzepts der Nation. Die Logik des Nationalstaates ist eine Logik der Ausgrenzung. Nachdem die alten privilegierten Stände, denen gegenüber man sich definiert hatte, abhanden gekommen waren, wurde der Gegner, von dem man sich abgrenzte, außerhalb, d. h. in *anderen* Nationen gefunden. Zugleich wurde Gleichheit nicht mehr nur im Sinne von politischer Gleichberechtigung definiert, sondern auch als Einheit und Homogenität verstanden. Einheit – gemeinsame Identität – wurde zu einem positiven Gut. Die Einheit der Nation, ihre *Identität*, war keineswegs gegeben; sie wurde in einem langwierigen Prozess erst hergestellt, indem die Bevölkerung einer homogenisierenden Politik unterworfen wurde.<sup>6</sup>

Globalisiert – und nahezu universalisiert – wurde das Konzept der Identität vor allem in anti- und postkolonialen Kämpfen, in denen es einerseits mit der Forderung nach Selbstbestimmung gegen die Kolonialherren gewendet wurde und es andererseits von postkolonialen Herrschenden benutzt wurde, um die Einheit der neuen Nationen zu forcieren. Es gibt keine kollektive Identität ohne *Identitätspolitik*, ohne das oft sehr gewalttätige Bemühen, eine Identität auf eine bestimmte Weise zu behaupten. Identitätspolitik ist in einem doppelten Sinne mit Macht verknüpft: Einerseits ist Macht erforderlich, um Identität in der beabsichtigten Weise zu vertreten; andererseits legitimiert Identitätspolitik aber auch Macht. Identitätspolitik operiert doppelt: durch Abgrenzung nach außen und durch Homogenisierung nach innen. Mit dem Genozid an Juden und der Verfolgung anderer, als ›undeutsch‹ ausgegrenzter Gruppen bietet die deutsche Geschichte ein Beispiel, das die Logik konsequenter Identitätspolitik durch Ausgrenzung bis hin zur physischen Auslöschung der Ausgegrenzten verdeutlicht.

Ohne die Logik der Identitätspolitik im Nationalstaat lässt sich auch die Debatte um Migration in Deutschland kaum verstehen, wo die Ausgrenzung von Migranten als »die

Anderen« jahrzehntelang konsequent betrieben wurde. Man kann argumentieren, dass Migranten damit auch an die Stelle eines äußeren ›Anderen‹ traten, das zuvor vor allem von Frankreich verkörpert worden war, und das im Zuge der europäischen Integration nach und nach abhanden kam. Das dominante Konzept der Nation in Deutschland, das Abstammung als zentrales Kriterium der Zugehörigkeit betrachtet, machte diese Ausgrenzung der Einwanderer, die keine sein durften, besonders leicht. Die soziale Realität entlarvte das Konzept jedoch als Fiktion. Selbst der ›Rückführungspolitik‹ der 1980er Jahre gelang es nicht, die ›Ausländer‹ tatsächlich wieder aus dem Land zu bringen. Die jahrelange Debatte, die die sogenannten Ausländer ausgrenzte und als ›Problem‹ für Deutschland stigmatisierte, lieferte auch die Motivation für Gewalttaten gegen die Ausgegrenzten.

Heute gibt es eine größere Anerkennung, dass die deutsche Gesellschaft nicht so homogen ist, wie – unter Ausblendung zahlreicher historischer Tatsachen – lange behauptet wurde. Die fortgesetzte Wirkmächtigkeit von Identitätspolitik zeigt sich aber darin, dass sich diese Öffnung in der öffentlichen Wahrnehmung und in gesellschaftlichen Diskursen noch keineswegs durchgesetzt hat. Deutsche mit türkischem Namen werden fast immer noch fraglos als ›Ausländer‹ identifiziert. Und nicht umsonst tauchte in der Debatte um die Reform des Staatsangehörigkeitsrechts, das sich vom Abstammungsgedanken lösen sollte, die Idee einer ›deutschen Leitkultur‹ auf, die – erfolglos – festlegen wollte, was nun eigentlich deutsch ist und was nicht. Heute operiert Identitätspolitik in der Migrationspolitik vor allem über den Integrationsdiskurs. Die ständig wiederholte Forderung, dass sich ›Zuwanderer‹ integrieren müssen, macht vor allem eins: Sie grenzt Migranten als (noch?) ›nicht Integrierte‹ immer wieder aus. Auch hier dominiert der Abstammungsgedanke: Man spricht ohne zu zögern von ›Migranten der dritten (und in Zukunft vierten, fünften?) Generation‹; die ›migrantische Identität‹ haftet quasi genetisch an. Im Kontext von Migration wird die »Gewalt« der Identifizierungsmaschinerie offenbar: Migranten ohne die ›richtigen‹ Identitätspapiere gelten als ›illegal‹; sie müssen identifiziert werden – vor allen Dingen hinsichtlich ihrer Nationalität und ihres Alters –, um ihre Abschiebung zu ermöglichen.

#### ANMERKUNGEN

- 1 Erik H. Erikson, *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt am Main 1997 [1966], S. 124.
- 2 Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik*, Frankfurt am Main 1982, S. 33.
- 3 Siehe Richard Handler, »Is ›Identity‹ a Useful Cross-Cultural Concept?«, in: J. Gillis (Hg.), *Comemorations: The Politics of National Identity*, Princeton 1994, S. 27–40.
- 4 Charles Taylor, *Quellen des Selbst: Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*, Frankfurt am Main 1996.
- 5 Michel Foucault, *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt am Main 1994.
- 6 Eugene Weber, *Peasants into Frenchmen: The Modernization of Rural France 1870–1914*, Stanford 1976.